

Der gute Mensch¹

„Der gute Mensch!“ Das sind nur drei Wörtlein. Aber was steht alles in unserer Seele auf an Erinnerungen und Erlebnissen, an Hoffnungen und Idealen, an Glauben und an Liebe, wenn wir diese Wörtlein hören: der gute Mensch! Wie zauberhaft sind so manche Worte unserer Sprache! Sie brauchen nur gesprochen zu werden, und eine ganze Flut geht über unsere Seele hin. Eine ganze Welt wird herausgehoben aus unbewußten Tiefen, und diese Welt klingt und leuchtet dann aus solchen Worten, eine Welt von Erfahrungen und Wünschen, von Vorstellungen und Gefühlen; und so ist es auch bei diesem Wort: der gute Mensch.

Schon das Wörtlein „gut“ ist solch ein Zauberwort, das alle Lieder in uns zum Erklingen bringt: vielleicht die Erinnerungen an eine Stunde, wo ein über alles geliebter Mensch uns sagte: Ich bin dir gut. O, wie dieses „gut“ da klang! Oder es stehen jene ernsten und zugleich tiefsten und besten Stunden unseres Lebens wieder vor uns, wo wir den Entschluß faßten, aufs neue faßten: Ich will gut sein. Oder es klingt etwas von jener leisen und liebenswürdigen und doch unsäglich wehmütvollen Ironie in uns an, die der gute Pilger Luka in Gorkis „Nachtastyl“ äußert, eine skeptische Ironie, die im guten Menschen eine seltsam wunderbare Ausnahme sieht, und es müßte doch eigentlich der gute Mensch das Alltägliche sein. Ein armer Bewohner des Nachtastyls hat den Luka einen guten Menschen genannt; da sagt er lächelnd: „Gut bin ich, sagst du? Na... 's ist doch recht so, denk ich; ja! Siehst du, es muß doch auch einer da sein, der gut ist.“

Wenn wir uns und andern und einander einmal Rechenschaft geben würden, was wir uns eigentlich vorstellen und was wir fühlen, wenn von guten Menschen die Rede ist, Welch eine Fülle von Tönen, von Melodien und Symphonien und vielleicht auch von Discharmenien würde da erklingen! Denn es ist in verschiedenen Menschen und zu verschiedenen Zeiten eine oft ganz verschiedene Welt, die hinter diesem Wort „der gute Mensch“ aufsteht. Jeder hört und spricht dieses Wort mit verschiedener Klangfarbe, mit verschiedenem Akzent, in verschiedener Muttersprache seines Innern, bald dankbar, bald skeptisch; das eine Mal schamboll und reuig, das andere Mal gläubig, wenn auch vielleicht mit dem letzten, fast verzweifelten Rest seines Menschheitsglaubens. Jeder spricht und hört dieses Wort immer wieder anders, weil es immer wieder einen neuen Sinn erhält oder enthüllt.

Zu Zeiten erscheint uns die Bezeichnung „ein guter Mensch“ sogar als ein etwas zweifelhaftes Lob. Wenn ein etwas anspruchsvoller Freund wieder einmal unsere Gutmütigkeit ausgenutzt hat und zum Dank so leichthin, so zwischen Tür und Angel uns noch zuruft: Du bist doch ein guter Mensch, dann möchten wir unser Gutsein beinahe verwünschen. Ein anderes Mal fühlen wir eine Art geringschätzigen Mitleides, wenn wir von einem Bekannten sagen hören mit einer gewissen, unnachahmlichen Betonung: der gute Mensch! Wir

¹ Diese Ausführungen wurden als Rundfunk-Vortrag im Programm der „Deutschen Welle“ gesprochen.

denken dann an seine treuherzige, naive Unbeholfenheit, die ihn immer wieder zum Spielball der Gerissenen und Gewitzigten macht; oder wir denken an seinen guten, aber schlecht beratenen und erfolglosen Willen. Wir denken etwa auch an seinen stürmischen und schwärmerischen, aber leider etwas unklugen Eifer, an seine Mühe, die groß und aufreibend ist, aber an eine bessere Sache gewandt werden sollte.

Aber ein anderes Mal, wenn ein Mensch, dem wir in seiner großen Not die helfende Hand reichen könnten, uns aus tiefster Dankbarkeit und aus reinster Ehrlichkeit heraus, mit tränennassen Augen sagt: Sie guter Mensch, wie soll ich Ihnen danken? dann ergreift uns dieses Wort mit einer seltsam beglückenden und schmerzenden Scham; wir fühlen uns eines so hohen Lobes ganz unwürdig. Und wenn wir gar selbst einmal in verzweifelter Bedrängnis hilfesuchend herumgeirrt sind und endlich nach vielen, vielen bittern Abweisungen einen Menschen gefunden haben, der in aufrichtigem Erbarmen sich unserer Not annahm, dann sahen wir in seiner Güte eine Offenbarung höchsten Wertes, etwas, das noch unendlich größer ist als die Hilfe, die er uns bot. Dann meinen wir, daß sein bloßes Dasein allein schon die Welt hell und schön macht, auch wenn es keine Not gäbe, die durch ihn gestillt wird. Ja, es kann sein, daß die Güte eines solchen Menschen uns einen Blick in ein Jenseits der irdischen Welt tun läßt, in einen Himmel hinein, daß wir meinen, vor Gott selbst gestanden zu haben. Ja, es kann sein, daß wir um eines solchen guten Menschen willen auch an Gott glauben, an den guten Gott. Und vielleicht ist dies der tiefste und lebendigste Glaube an Gott, der Glaube, der in dem Erlebnis des guten Menschen wurzelt.

Wir scheiden im alltäglichen Sprachgebrauch ziemlich leichtherzig die Menschen in gut und schlecht und nehmen diese Einteilung so gelassen hin, als ob es eine ganz leichte und selbstverständliche Sache wäre, die Menschen nach diesen Merkmalen zu unterscheiden. Im Ernstfall und in der Anwendung auf einen bestimmten, konkreten Menschen fällt es uns aber gar nicht leicht, ihn gut oder bös zu nennen. Ja gerade bös! Wir getrauen uns doch nicht so leicht, einen Menschen einfach bös zu nennen; höchstens in der naiven Kindheit tun wir das und sind schnell fertig mit unserem Urteil über „den bösen Mann“, „die böse Frau“. Aber mit zunehmender Erfahrung und Lebenskenntnis erscheinen uns die Menschen viel zu buntfarbig, um sie einfach schwarz nennen zu können, viel zu verwickelt, um sie einfach mit der Bezeichnung „bös“ beschreiben zu dürfen. Und schließlich empfinden wir schon vor der Möglichkeit, daß ein Mensch wirklich bös sein könnte, ein solches Grauen, daß wir uns nicht leicht entschließen, über einen Menschen dieses furchtbarste aller Todesurteile zu fällen: Er ist ein böser Mensch.

Und gut! Wen nennen wir eigentlich gut? Wir sind zuweilen sehr freigebig und dann wieder sehr sparsam mit diesem Lob — ein Zeichen, daß die Wage, mit der wir die Güte feststellen und messen, ein unendlich feines und heikles Instrument sein muß, das schon unter winzigster Belastung zittert und schwankt, das uns schon zwingt, die kleinste Spur von Güte anzuerkennen, aber auch ihre Kleinheit und Winzigkeit, so daß wir zuweilen zweifeln möchten, ob ein Mensch überhaupt die Bezeichnung „gut“ verdient, wie es auch Jesus anzudeuten scheint: „Niemand ist gut als Gott.“

Das Gutsein ist gewiß nicht genau dasselbe wie sittlich sein. Es kann ein Mensch in vollem Einklang mit allen Sittengesetzen stehen, und doch zögern wir vielleicht, ihn gut zu nennen; es scheint uns eine gewisse Wärme und Zutraulichkeit zu fehlen. Wir fühlen uns nicht hingezogen zu ihm, nicht geborgen in ihm. Und umgekehrt kann es auch sein, daß ein Mensch schier alle Sittengesetze sichtbar und grob verletzt hat und doch — in günstigster Stunde kann man als letztes Geheimnis seines Wesens etwas in ihm entdecken, das uns erschüttert sagen läßt: er ist ein unglücklicher, aber nicht ein schlechter Mensch. Es ist doch eine Güte in ihm. Solch ein Guter war doch wohl jener Schächer, der zur Rechten Jesu am Kreuze hing und aus dem erst jetzt, in letzter Stunde dieses wundersame Geheimnis seines Wesens hervorbrach, das Geheimnis des Guten, als er um ein Gedenken, nur um ein Gedenken bat. Als ihm der erste gute Mensch am Schlusse seines verfehlten und unseligen Lebens begegnete, da wünschte er sich nichts anderes mehr, als daß dieser Eine seiner, des Schächters, gedenken möchte. War das nicht eine tiefunterste Güte in diesem Verbrecher, die einen solchen Wunsch haben konnte? War das nicht ein heimliches Licht, das in dieser verdunkelten Seele ein Leben lang am Glimmen gewesen sein mußte?

Und von solcher Art war wohl auch jene Sünderin, die verachtete und gestoßene, von der Jesus sagt: „Es muß ihr wohl viel vergeben worden sein, da sie eine so große Liebe hat.“ Jesus weiß nämlich: nur in guten Menschen erwacht eine große Liebe, wenn ihnen viel vergeben oder auch viel geschenkt wird.

So wäre also das erste und nächste Merkmal, woran man den guten Menschen erkennen und beschreiben kann: eine bestimmte innere Richtung und Haltung der Seele, und zwar eine gewisse innerste Bereitwilligkeit, ein leuchtender Funke, etwas Lebendiges und Warmes, eine lichte Sehnsucht. Wie soll man diese Sehnsucht, diesen Funken, diese Bereitwilligkeit, diesen höheren Willen, diesen Glauben und diese seltsame Liebe nennen? Ist es mit dem Wort Idealismus bezeichnet oder mit dem Wort Reinheit oder mit Geistigkeit und Freiheit, oder mit dem Wort seelische Kultur und Feinheit? Es gibt wohl kein Wort, das alles sagt, was wir hier meinen.

Vielleicht weiß solch ein Mensch, der es hat, selbst nichts davon; vielleicht ist es verschüttet und zugedeckt von vielem harten Geröll, aber in irgend einer Form, wenigstens als heimliches und geheimnisvolles, unverstandenes Leid wird es ihm doch bewußt. Es ist irgend ein schmerzlicher Hunger und Durst nach Gutsein, nach Besserwerden, nach Reinheit in ihm. Und so leidet er an seinem eigenen Ungenügen, er leidet um eines fernen Ideals willen, das er nicht einmal recht nennen kann; er kann nimmer in sich selbst gesättigt ruhen, sondern will über sich hinaus kommen auf ferne Höhen. Es ist wie eine heilige Scham und eine stille Demut in solchen Menschen des guten Willens; es ist ein leises oder starkes Flügelschlagen und eine Bewegtheit in ihnen: Sie ruhen nämlich tatsächlich nicht in sich, sondern in etwas, das außer ihnen und schließlich über ihnen liegt.

Und hierin haben wir nun ein Merkmal, das uns sogleich weiter und tiefer hineinführt in das Wesen des guten Menschen: Seine Güte ist ein Überschreiten der eigenen Grenzen, ein Hinausbeugen und Hinausneigen zu einer Wirklichkeit, die außerhalb des eigenen Ich liegt; ein Ja sagen zum Nicht-Ich,

ein Geltenlassen, ja ein Schaffenwollen dessen, was man selbst nicht ist. Wenn diese fremde, diese nicht zum eigenen Ich gehörende Wirklichkeit zugleich größer und wertvoller ist als das eigene Wesen, dann wird der gute Mensch vor ihr niederknien, wird sie anbeten und verehren. Wenn diese andere Wirklichkeit aber schwächer und ärmer ist als er selbst, dann wird der gute Mensch sich helfend und schenkend zu ihr neigen, wird sie emporzuheben suchen zu einem besseren Bestand, und zwar aus keinem andern Grund, als weil er sie eben bejaht, weil er ihr um ihrer selbst willen den vollkommenen Bestand wünscht, weil er mit ihr leidet unter ihrer Schwachheit und Armut, weil er Erbarmen mit ihr hat.

So ist also die Güte des guten Menschen in ihren innersten Beweggründen und Absichten etwas völlig Selbstloses; sie ist eine lohnlose Güte. Und das gehört zu ihrem Wesen; sie will nicht einmal sich selbst verwirklichen, noch weniger sich selbst genießen, nicht in der eigenen Vollkommenheit ruhen; sie ruht eben in einem andern; nur so besteht sie. Darum weiß sie eigentlich nichts von sich selbst. Der wahrhaft gute Mensch hat immer auch eine Art holder Unbewußtheit an sich; er bespiegelt sich nicht in seiner eigenen Güte, weil er sie gar nicht kennt in ihrem ganzen Reiz und Wert. Darum führt die ganz echte Güte auch eine gewisse Leichtigkeit mit sich. Wo sie nur mühsam erkämpft, erzwungen, einem andern, unguten Triebe und Willen abgerungen ist, da ist sie schon nicht mehr ganz rein die Güte des guten Menschen. Sie ist noch eine tugendliche Leistung, ein Charakter Sieg, aber sie reicht nicht hin, um einen solchen Helden, der sich selbst bezwungen, einfach hin gut zu nennen. In dieser Unbewußtheit und Leichtigkeit hat die Güte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Künstlertum, mit jeder Art von Genialität, und schon daraus können wir den Schluss ziehen, daß sie eine Gnade, ein Charisma, ein Geschenk an die Lieblinge Gottes sein muß.

Der gute Mensch ruft und bejaht etwas, das er nicht selbst ist. Es liegt ihm ganz ehrlich und ernsthaft etwas an dem Wert und Gewinn, den andere besitzen oder erringen, eben um des Wertes und Gewinnes willen; er hat sich ein fremdes Interesse zu eigen gemacht, ist in das Wesen und Wollen und Werden eines andern hineingeschlüpft und denkt und handelt aus diesem andern Ich heraus. Die wahre Güte ist also ein Ausgang und ein Eingang, ein Herausgehen aus sich und ein Eingehen auf andere.

Darum ist ein wichtiges Wesensmerkmal des guten Menschen seine Objektivität, die reine Sachlichkeit, die alles Bestehende an seiner Stelle gelten läßt, die alles Wirkliche als solches anerkennt, um seiner selbst willen, nicht um seiner Funktion willen, die es etwa für das eigene Ich hat. Die wahre Güte ist also wesentlich verbunden auch mit einer besondern Art von Erkenntniskraft, mit Reife, Weisheit und Weite. Der gute Mensch ist eben durch seine Güte auch ein wissender Mensch, ein begabter, ja ein genialer Mensch, ein weise gewordener Mensch. Und dieses sein Weise-sein unterscheidet ihn am deutlichsten von dem bloß gutmütigen, dem naiven oder leichtgläubigen, von dem unbeholfenen und unüberlegten, weil nicht überlegenen Menschen, der so leicht ausgebaut und missbraucht wird.

Man soll nun aber nicht meinen, daß Weisheit und Güte dasselbe seien; daß etwa ein wissender und begabter Mensch darum allein schon auch immer

gut sein müsse. Oder gar, daß man vielleicht durch Unterricht, durch sog. Bildung oder gar durch Schulwissen einen guten Menschen erzeugen oder erziehen könnte. Das Wissen des guten Menschen ist von ganz anderer Art als bloß intellektuelle Bildung. Es ist weniger eine Anhäufung von Wissensstoff, als vielmehr eine geistige Geräumigkeit, eine innere Überlegenheit, eine Aufgeschlossenheit für alles, was da ist, es ist mehr ein Verstehen als ein Wissen, mehr ein Anschmiegen an das Gegebene als ein Ergreifen oder Erobern des Objekts. Man sagt, oder vielmehr die Philosophen sagen es, der Mensch nehme im Erkennen eine fremde Wirklichkeit in sich hinein, so daß sie sein eigen wird; er erweitert also sich selbst um die Dinge und Wesen, die er erkennt. Aber wieweit er auf solche Weise auch die Grenzen seines Ich stecken mag, es bleiben doch immer noch Grenzen. Denn alles, was er aufnimmt, wird bestimmt, gefärbt und geprägt, also auch begrenzt von seinem Ich. Der gute Mensch aber geht in seiner Kraft zur Güte ganz und gar hinaus über das eigene Ich ins Grenzenlose; in alles, was wirklich ist und was möglich ist, was schon da ist und was noch werden mag, ist er eingegangen; er hat ein neues Sein gewonnen in allen Dingen, in allen wirklichen und lebendigen, in allen bestehenden und kommenden Wesen. Und darum ist auch sein Wissen ein anderes als die Wissenschaft des bloß erkennenden oder forschenden Menschen. Während diese ein Prägen des Fremden nach eigenen Normen und Formen ist, bedeutet das Wissen des guten Menschen ein Verstehen des Fremden als solchen, ein Umfassen und Tragen, ein Pflegen und Erhalten. So wie das Wissen Gottes, des Guten, auch ein tragender Schöß ist, ein bergender Raum, in dem alle Dinge zu Hause sind, so wie sie sind, in dem sie ruhen gerade in ihrem Gosein, wie es Gott ihnen gegeben hat, in ihrer eigenen und einmaligen Art.

Aus der reinen und reifen Sachlichkeit, die im Wesen der Güte liegt, folgt dann weiter, daß der gute Mensch nicht immer und in jedem Fall, nicht kritiklos Mitleid und Erbarmen aufzuwenden braucht. Seine sachliche Weisheit läßt ihn zu Zeiten energisch und entschlossen, ja selbst streng und schroff werden — eben um des Wertes willen, den er im andern bejaht, also im Dienst seiner Güte. Es kann sein, daß er, eben weil er gut ist, selbst dem geliebten Wesen weh tut und weh tun muß, aus einem innern Gebot, nicht bloß aus äußerer Zufälligkeit oder Schicksalsverknüpfung. Darum ist das absolute Mitleid, das andern oder gar sich selbst alles Leid ersparen, alle Last abnehmen will, nicht wirkliche Güte; denn es fehlt ihm dazu die Weisheit. Dieses kritiklose Mitleid ist vielmehr entweder Charakterschwäche, die kein Leid, keine Tränen, kein Blut sehen kann, oder sie ist nichts anderes als eine verstiegene und einseitige Theorie, die den Anforderungen der Wirklichkeit nicht gerecht wird.

Der gute Mensch wird also, besonders wenn er Führer oder Erzieher oder Seelsorger oder Arzt des Leibes oder der Seele ist, nicht vor ernstem, wehtuendem Wort oder Werk zurückschrecken. Aber sein Wehtun wird niemals aus persönlicher Gereiztheit, aus leidenschaftlicher Erregung, aus Unbeherrschtheit hervorgehen. Und darum fehlt ihm das Bittere, das Heftige und Verlegende. Und der Geschlagene, selbst wenn er schwer getroffen wurde, ist immer noch imstande, solche wehtuende Härte als Liebesbeweis zu empfinden

und sie dankbar hinzunehmen, wenigstens in ruhiger Stunde, sobald die Überlegung und das eigene Gewissen ihm das objektiv sachliche Urteil und den ungetrübten Blick wieder gegeben haben.

Wenn aber der gute Mensch auch zuweilen wehtun muß, er wird es niemals tun einer bloßen Idee zuliebe. Der gute Mensch ist der fremden Wirklichkeit, also dem Konkreten, Lebendigen, Objektiven zugeneigt. Eine Idee aber ist niemals ein ganz Objektives, sondern eine Ausstrahlung, eine Schöpfung des eigenen Ich. Daher kommt es, daß der Mensch, der nur eine Idee liebt, die eben seine eigene Idee ist, nicht bloß hart und grausam, sondern sogar eigentlich böse sein kann, und wenn seine Idee noch so groß und heilig wäre. Wie viele wahrhafte Greuel der Bosheit sind im Lauf der Geschichte von den Menschen widereinander verübt worden im Dienste einer Idee, die ihnen selbstverständlich immer als heilig und ehrwürdig galt! Es gilt aber immer das Wort des gütigen Franz von Sales: Die Wahrheit, die nicht liebevoll ist, entspringt einer Liebe, die nicht wahr ist. Und das ist der Fehler aller Weltbeglückungs- und Weltreformideen, daß sie meist eine Zurücksehung und Vergewaltigung, also einen Missbrauch des Wirklichen und Gegebenen einschließen, und somit nicht bloß der wahren Weisheit, sondern auch der echten Güte widerstreiten.

Diese der Güte eigentümliche Weisheit ist nun aber selbst noch nicht die Güte, sondern eine Voraussehung, eine Vorbedingung; die Güte selbst ist eine zur weisen Seele noch hinzukommende Gnade. Sie ist überhaupt etwas Einfaches und Unteilbares, das man nicht auflösen kann in andere Elemente, etwas Letztes, das man nicht mehr ableiten kann von noch ursprünglicheren Gegebenheiten.

Der gute Mensch überschreitet eben eine Schwelle, ja die Schwelle einfach hin, die Schwelle zum Geist und zu Gott, die entscheidende Stufe, die ihn gleichsam mit einem Schritt in eine neue Höhe, in eine neue Form des Daseins hineinhebt. Und es ist berechtigt, wenn wir gut und bös wie zwei entgegengesetzte Wesensunterschiede empfinden. Es liegt hier in der Tat ein Unterschied vor, tief wie ein Abgrund und auch ebenso unübersteiglich wie die Kluft zwischen Himmel und Hölle, zwischen Lazarus und dem Prasser. Der böse Mensch ist der eingeengte, der in sich selbst begrabene Mensch, der in dumpfen Verlieben gefesselt liegt. Der Gute aber ist der freie Mensch, der aus dem Bann des eigenen Ich hinausgeschritten ist in alles umfassende Weiten, dem alle Wirklichkeit aufgegangen ist in ihrem kostlichen Sein, der aller Wirklichkeit ans Herz gedrungen ist, weil ihm selbst alles Wirkliche zu Herzen gegangen ist.

Weil der gute Mensch über eine Schwelle zu einem neuen Sein geschritten ist, darum ist alles in ihm von einer neuen und besondern Art, das Wissen wie das Wollen, das Handeln wie der innerste Seinsgrund. Es ist gleichsam sein ganzes Wesen artverschieden von dem der andern Menschen. So ist z. B. auch seine Sittlichkeit ihm und ihm allein eigentümlich. Der gute Mensch ist nicht bloß sittlicher und vollkommener als die andern, er ist es auch auf andere Weise. Es ist eine Sittlichkeit nicht im Sinne der Selbstvervollkommenung, sondern im Sinne der Allvervollkommenung; sie macht schon durch ihr bloßes Dasein, und erst recht durch ihr Wirken und Strahlen die gesamte Welt reicher

und heller und ruhiger, sie ist ein schöpferisches Täuschen über das eigene Ich hinaus in alle Weiten des Seins. Und darin liegt der Unterschied, den wir oft mit Staunen spüren: wenn uns ein Mensch begegnet, der eben nichts ist als bloß sittlich einwandfrei, mag er uns innerlich befremden und erkälten. Wenn uns aber ein guter Mensch begegnet, werden wir zwar auch seine Sittlichkeit als Vollkommenheit seines Wesens erkennen, aber erst nachträglich und wie nebenbei. Das erste, was von ihm zu uns redet, ist ein Wohltun, das von ihm auf uns übergeht, eine Wärme und eine Kraft, die uns anstrahlt.

Von dieser Art der Sittlichkeit sagte der Apostel Paulus, daß sie „das Band der Vollkommenheit“ sei. Er wollte sagen, sie sei die Kraft, die alles sittlich Vollkommene zusammenfaßt zu einem neuen Sein, zu einer neuen Einheit, so wie eine Seele die Glieder eines Leibes zusammenfaßt zu einem neuen lebendigen Wesen. In der Güte erwacht eigentlich erst das Sittliche zu seinem vollen Leben, so wie der körperliche Stoff im Anhauch der Seele zum Leben erwacht. Diese Güte ist also Lebensgeist und Lebenskraft; sie ist wie ein vitales Prinzip, wie eine Entelechie, die den sittlichen Stoff erst zu dem macht, was er in höchster Vollendung sein kann, eben zum guten Wesen.

Das tieffinnige Wort des Apostels Paulus über das Band der Vollkommenheit war eigentlich von der Liebe gesprochen: die Liebe, sagt er, ist das Band der Vollkommenheit. Aber die Liebe, von der er ein so hohes Lied gesungen hat, ist Güte. Ist nichts anderes als strömende Güte. Nicht jede Güte ist schon ohne weiteres auch Liebe. Mit Liebe bezeichnen wir eine Richtung, eine Beziehung, eine Relation. Güte aber ist einfachhin ein Zustand, ein ruhendes Sein, ist zunächst etwas Richtungsloses, gleichsam ein stiller See, der in den Tiefen seiner Bergwände ruht. Darum könnte ein Wesen, das ganz allein für sich in der Unendlichkeit schwebt, zwar keine Liebe üben, solange es allein bleibt, aber es könnte doch wahrhaft gut sein, ja es müßte gut sein, wie wir es von Gott glauben, der auch in der Einsamkeit seiner vor der Schöpfung liegenden Ewigkeit schon gut ist, der gut ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Güte ist eben eine Geräumigkeit, eine Weite, eine Kraft, über sich selbst hinauszu-schreiten. Sobald nun ein solches Wesen in dieser Kraft seiner Güte wirklich über sich hinausgeht, sobald seine Güte in einer Richtung zu strömen beginnt, sobald der See sich talwärts in Bewegung setzt, sobald die Güte sich nach einer Richtung neigt, anbetend oder schaffend und helfend, nennt man sie eben Liebe. Die Liebe ist die gerichtete, die strömende, die strahlende Güte.

Aber auch diese zur Liebe gewordene Güte hat noch verschiedene Stufen innerer Dynamik, hat noch verschiedene Melodien; nicht bloß stärker oder schwächer kann ihr Dahinströmen sein, sondern auch von unterschiedlichem Klang und Farbenglanz. Sie ist anders, wo sie sich zu Schwachen und Hilfsbedürftigen neigt, und anders, wenn sie vor dem Hohen und Starken niederfällt in Verehrung und Gefolgschaft. Sie ist anders vor den fernern und seelisch unerreichbaren Naturdingen, und wieder anders, und zwar am schönsten und reinsten vor der lebendigen und seelisch nahen Persönlichkeit, vor dem Du, vor dem Freund, oder dem Meister, oder dem Kind oder der Gattin oder dem Gatten. Da sagt die Güte Du und fließt hinüber in das geliebte Du, da tritt sie ganz restlos aus dem Ich heraus und kommt mit ihrer ganzen Fülle ins Strömen, um in das andere Wesen einzugehen, da jubelt sie: „Siehe, nun ist alles Du!“

Alles trägt nun Deinen Namen“ (Adalbert Garber). Da singt sie mit Rainer Maria Rilke: „Wie soll ich meine Seele halten, daß sie nicht an deine röhrt? ... Alles, was uns anröhrt, dich und mich, nimmt uns zusammen wie ein Bogenstrich, der aus zwei Seiten eine Stimme zieht.“ Da gelobt sie mit Ruth: „Dein Volk ist mein Volk, dein Gott ist mein Gott.“ Da betet sie mit Paulus: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir.“

Von hier aus können wir nun auch leicht einsehen — und das ist eine der wichtigsten Erkenntnisse, die es gibt — daß es keine wirkliche Liebe geben kann, die nicht ihrem Grund und Ursprung nach, in ihren tiefen Wurzeln Güte ist. Denn Liebe ist eben in Bewegung geratene Güte. Wo also keine Güte, da kann von Liebe keine Rede sein, und mag die Sehnsucht, das Heimweh, die Beteuerung, die Umarmung, das An-sich-reißen noch so leidenschaftlich sein! Güte aber ist ein Hinausgehen aus sich, ein Sich-selbst-verlassen und -vergessen, ein Hinübergehen in das Du. Also überall, wo sog. Liebe mündet im eigenen Ich, wo sie an irgend einem Punkt auf das eigene Ich sich zurückwendet, wo sie auch nur in der heimlichsten und feinsten Form fragt: Was habe ich von dir? Was bietest du mir?, überall da ist sie nicht Güte, also auch nicht wirkliche Liebe. Denn Liebe ist bewegte Güte. Darum wird man niemals aus dem äußern Tun, aus Geschenken oder Ausserungen der Liebe, oder gar aus Ausserungen des Gefühls allein die Echtheit der Liebe erweisen können; entscheidend ist nur die innere Haltung. Und diese ist schnurstracks entgegengesetzt in dem gütigen und dem nicht gütigen Menschen. Wenn wir am Bahnhof oder am Schiff die Menschen voneinander Abschied nehmen sehen, sind es bei gleichem äußern Tun doch oft ganz entgegengesetzte innere Haltungen: der eine umarmt weinend den in die Ferne ziehenden Menschen seiner Verbundenheit, aber seine Tränen sagen und klagen nur eins: Du gehst nun fort, wie wird es mir da ergehen? Der andere, der wirklich liebende Mensch umarmt auch weinend den Geliebten, aber seine Tränen sagen nur dies eine: Du gehst nun fort, wie wird es dir da ergehen?

Wenn die Güte die Kraft hat, den Menschen innerlich über die Schwelle einer neuen, höheren Welt zu heben, wenn sie ihm gleichsam eine neue Art des Menschseins verleiht, dann muß sie wohl bis in die letzten Tiefen der Wirklichkeit, dort, wo die schöpferischen Kräfte ruhen, bis in den geheimnisvollen Schoß aller Dinge hinabreichen. Was ist sie also? Und welches ist ihr Geheimnis?

Wir können die Güte beschreiben, wir spüren ihr warmes Wehen und Walten; aber woher sie kommt und wohin sie geht, wer vermag das erschöpfend zu sagen? Denn es sieht fast so aus, als könnte man sie weder lehren noch lernen. Der eine Mensch hat sie, der andere nicht oder nur in schwachen Spuren — wie aus geheimer Schicksalsbestimmung; der eine ist wie von selbst, mühelos zu ihrem Gipfel emporgehoben, der andere sucht mühselig ein letztes zitterndes Fünklein ihres Besitzes zu wahren vor dem letzten Erlöschen. Warum ist das so? Sind uns die tiefen Brunnen, aus denen sie aufquillt, irgendwie zugänglich, daß wir sie dorther schöpfen könnten? Man kann die Anlagen zur Güte in einem Menschen, besonders einem jungen, pflegen und hegen, kann ihnen ein Feld der Betätigung geben und sie dadurch erstarken lassen. Man kann noch viel, viel leichter die zarten Keime der Güte in einem Menschenherzen, wiederum besonders in einem Kindesherzen ersticken, auslöschen durch

Miſtrauen, Ungerechtigkeit und Verachtung. Und hier überkommt uns alle etwas wie eine furchtbare Ahnung gemeinsamer Menschheitsschuld; vielleicht ist es doch so, daß in jede Menschenseele mit dem Hauch des schaffenden Gottes auch das Wehen der Güte einströmt, daß in jedem Menschenherzen von seinen göttlichen Ursprüngen her ein Seelenfünklein von Güte glimmt, daß es aber oftmals ausgelöscht wird durch die Unachtsamkeit oder Böswilligkeit von Menschen, der Menschen, welche die Erbmasse und die Umwelt eines Kindes bestimmen. Und wenn es wirklich irgendwo Menschen gibt, die bis auf den Grund gütelos, böse sind, dann kommt es vielleicht davon, daß sie zu wenig oder keine Güte erfahren haben. Denn das lehrt wohl ganz unzweifelhaft die Beobachtung, daß die Anlage zur Güte, wenn sie schon da ist, doch in ihrer Entwicklung abhängt von der gütigen Pflege durch andere Menschen, daß sie verkümmert, wenn ihr keine Pflege zuteil wird, oder wenn sie durch böse Behandlung niedergetreten wird. Und wenn es überhaupt für uns Menschen ein Mittel gibt, gute Menschen zu erziehen und heranzubilden, dann ist es wohl nur dies eine: Sei selbst gut und laß deine Güte verschwenderisch ausstrahlen!

Aber auch dieses Strahlen und Pflegen hat doch immer nur die Bedeutung einer entwickelnden und fördernden Kraft. Den ursprünglichen Lebenskeim der Güte kann es auch nicht erzeugen und mitteilen; es ist nicht schöpferisch im eigentlichen Sinne. Die Güte entzünden oder gar neu entzünden in einem bereits erloschenen Herzen, auch nur einen glimmenden Döcht der Güte entzünden, das vermag wohl niemand.

So scheint also die Güte eine Gnade, ein Charisma zu sein, wie schon Paulus sie zu den Charismen, und zwar zu den besten und wertvollsten zählt. Wenn sie aber eine Gnade ist, dann ist sie eine Berührung der Seele von oben her, dann ist sie ein süßer, zarter Unhauch aus einer Welt, die weit oberhalb und außerhalb alles Irdischen liegt. Dann ist sie ein Blick von Gott: Wenn er uns anschaut, sind wir gut, so ähnlich, wie Rabindranath Tagore das Aufblühen einer Blume unter dem liebenden Blick Gottes schildert: „Nicht euch ist es bestimmt, die Knospen zu erschließen zu Blüten. Schüttelt die Knospe, schlägt sie, eure Berührung beschmugt sie nur, ihr zerreißt sie in Stücke und werft sie in den Staub. Aber keine Farben erscheinen, kein Duft. Ach, nicht euch ist es gegeben, die Knospen zu erschließen zu Blüten. Aber er, der die Knospe öffnen kann, tut es so einfach: Er schenkt ihr einen Blick, und der Lebenssaft strömt durch ihre Adern. Auf seinen Hauch breitet die Blume ihre Flügel und flattert in den Wind. Farben brechen heraus wie Sehnsüchte, der Duft verrät ein süßes Geheimnis. Er, der die Knospe öffnen kann, tut es so einfach.“

Weil die Güte aus Gott geboren ist, darum trägt sie auch seine Züge; sie ist nach dem Antlitz Gottes gezeichnet. Und um ihretwillen allein kann man sagen, der Mensch sei nach Gottes Bild und Gleichnis geschaffen. Denn Gott ist das schöpferische Ja zu allem Seienden; so gewaltig ist das Ausströmen seiner Güte, daß es die unendlichen Abgründe des Nichts ausfüllt mit Wirklichkeit und Leben, mit Schönheit und Glück. So unwiderrstehlich ist das Werben seiner Liebe, daß alle geschaffenen Dinge einen unendlich weiten Weg, aus dem Nichts heraus zu Gott hin laufen. Er ist buchstäblich der alles tragende Schöß, die alles bergende Heimat. Er ist wesenhaft und persönlich das, was

wir als Wesen der Güte erkannt haben; an ihm kann man ihre Eigenschaften ableSEN und beschreiben.

So ist also die Güte nichts anderes als ein Teilhaben an Gottes Art. Sie wird verliehen durch eine natürlich oder übernatürlich gnadenvolle Berühring Gottes, und ihr Dasein und Aufblühen in einem Menschenherzen ist wie ein Aufsteigen zu göttlicher Nähe und Wärme. In der Güte also kommt der Mensch Gott nahe, sonst nicht. In der Güte wird die uralte Sehnsucht des Menschenherzens erfüllt, von der der Apostel Paulus gesprochen hat auf dem Areopag zu Athen: daß die Völker aller Zeiten versuchen, wie sie an Gott hinlangen und ihn anrühren könnten. In diesen Worten hat Paulus den gesunden Sinn aller Religion und den Inhalt aller Religionsgeschichte bezeichnet. Sie enthält nichts anderes als die endlosen ergreifenden Versuche, an die Gottheit hinzulangen oder von ihr sich berühren zu lassen. Aber es hat nie eine Berühring, eine lebendige Berühring mit der Gottheit gegeben als die sich schenkende, gnadenvolle Berühring, die wahrhaft „heilmachende Gnade“, mit der Gott selbst das Menschenwesen anhaucht, um es durch diesen Anhauch gut zu machen, und die Berühring, mit der die Menschenseele selbst an Gott hinlangt in der Außerung und Betätigung ihres Gutseins. Wenn wir gut sind, kommen wir Gott zum Greifen nahe, fassen wir Gottes Hand, liegen wir an Gottes Herzen. So geschieht in der Güte eine beiderseitige Berühring Gottes und der Seele: Gottes Berühring schafft ihre Güte, und in dem Strömen und Strahlen ihrer Güte reicht sie an Gott hin, wird heilig und selig.

Und so ist das Gutsein der einzige absolute Wert, den es außer Gott gibt, oder vielmehr es ist der absolute Wert Gottes selbst; denn sie ist eine Mitteilung Gottes; sie ist die höchste Wirklichkeit, die überhaupt erreichbar ist. Und das Wirken aus Güte ist das einzige absolute Tun, weil es etwas Gottähnliches und selbst Göttliches ist. Alles übrige Wirken ist relativ, weil es ein Teilwirken, ein Wirken unseres Körpers oder unseres Verstandes oder unseres Willens allein ist. Aber die Güte ist das Wirken unseres Gesamtwesens, ist Gottes Wirken in uns und darum absolut und nicht mehr zu überbieten.

Und wenn das Wirken aus Güte das absolute Wirken ist, dann muß es auch das fruchtbarste, ja das einzige schöpferische Wirken sein: das aufbauende, das hervorbringende Wirken. Und es hat nichts zu sagen, wenn der gute Mensch äußerlich zuweilen zu kurz kommt oder zu Ohnmacht verurteilt ist, in der Stille versinkt vor all dem Lärm, den das Ungute in der Welt macht. Diese Ohnmacht des guten Menschen ist nur scheinbar. Wie wenig auch von seinem Tun an der Oberfläche sichtbar werden mag, sein Wirken ist doch im Innersten der Dinge, sein Tun berührt die Mitte alles Wesens, Gott selbst, und was in der Mitte ist, das ist stark und alles beherrschend und unvergänglich wie Gott selbst.

Das absolute Wirken besteht also nicht in der Selbstvervollkommenung, nicht in der Selbstverwirklichung, sondern in der Verwirklichung eines andern. So wie auch Gott nur wirken kann, indem er ein anderes schafft. Er kann keine Tat der Selbstvervollkommenung sezen, er kann nur über sich hinaus wirken. Wir in unserer Endlichkeit können allerdings etwas gewinnen an Wirklichkeit und Vollkommenheit, können uns selbst mehr und mehr verwirklichen, aber wir können es nur, indem wir gleichsam an uns selbst und an unserer Voll-

Kommenheit vorübergehen, über uns nach dem Vorbild Gottes hinausschreiten zur Verwirklichung eines andern. Wir schaffen uns selbst, indem wir ein anderes schaffen. Wir werden erst ein Ich und nur so weit ein Ich, als wir sprechen: Du!

So hat also die Güte eine Verwandtschaft mit der Religion, eine allernächste, wenn wir unter Religion immer eine Beziehung zu Gott verstehen; die Güte ist ein Gleichnis Gottes, und zwar das schönste und leuchtendste Bild Gottes, das es geben kann. Die Güte stammt aus einem Gnadenblick Gottes, und so führt sie auch wieder zu Gott. Selbst wenn ein guter Mensch nie einen Gedanken an Gott trüge, nie ein Wort von ihm vernähme oder spräche, er würde doch in allen Bewegungen seiner Güte und darum in seinem tiefsten Wesen Gott immerfort meinen und nennen, und zwar nicht eitel nennen, sondern in Ehrfurcht und Unbetung. Denn Güte in ihrer vollendetsten und reifsten Form ist ein Du-sagen, und jedes Du-sagen geht schließlich auf Gott. Man kann nur zu ihm ein ganz aufatmendes, ein aus der Tiefe aufquellendes, ein ganz befreites und herzliches Du sagen, weil er eben das große Du ist, das Urgeheimnis des Du. „Du“ bedeutet nämlich die Verbindung von Anderssein und von Eins-sein, und das meinen wir, wenn wir Du sagen. Und Gott ist der ganz Andere und der ganz mit uns Einige zugleich, der Fernste und Nächste zugleich. Darum muß von ihm alles Du-sagen ausgehen und in ihm münden. Die Güte des guten Menschen aber ist ein einziges Du-sagen; sie ist also eine große Woge, die zwar zu Kreaturen hinlaufen mag, aber doch immer über sie hinausflutet und ins Unendliche geht: in Gott hinein.

So wird also eigentlich Gott angeredet, wenn aus einem Menschenherzen ein Hauch von Güte aufsteigt; es wird gebetet. Der gute Mensch ist wandelndes Gebet, ist lebendig gewordenes, Person und Geist gewordenes Gebet zu Gott. Die Güte ist der schwingende Lobgesang, der alle Ewigkeiten umfassende Morgen- und Abendhymnus zu Gott und in Gott.

Peter Lippert S. J.